

MARIE GRASSHOFF

CYBER TRIPS

ROMAN

LÜBBE

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

CHARAKTERE

DIE STORY

ALLE

PROLOG : HALLOWING

KAPITEL 1: WARNING

KAPITEL 2: DISAPPEARING

UNITED NATIONS MILITARY

KAPITEL 3: ANNOUNCING

KAPITEL 4: BREAKING

KAPITEL 5: DREAMING

UNITED NATIONS MILITARY

KAPITEL 6: SAVING

KAPITEL 7: PLANNING

KAPITEL 8: HOPING

KAPITEL 9: PREPARING

KAPITEL 10: DESPAIRING

UNITED NATIONS MILITARY

KAPITEL 11: DRIVING

KAPITEL 12: FINDING

KAPITEL 13: ARRIVING

KAPITEL 14: PROMOTING

KAPITEL 15: DECIDING

KAPITEL 16: KILLING

KAPITEL 17: WORSHIPPING
KAPITEL 18: LEAVING
KAPITEL 19: HELPING
KAPITEL 20: SHATTERING
KAPITEL 21: CONFUSING
KAPITEL 22: ELECTRIFYING
INTERLOG: SUFFERING
KAPITEL 23: ARGUING
KAPITEL 24: RELIEVING
UNITED NATIONS MILITARY
KAPITEL 25: FIXING
KAPITEL 26: SHINING
KAPITEL 27: LISTENING
KAPITEL 28: PANICKING
KAPITEL 29: EVACUATING
MARSHALL & ELLIS
KAPITEL 30: ABDUCTING
KAPITEL 31: LOVING
OKIJEN & ANDRA
KAPITEL 32: DAYDREAMING
KAPITEL 33: WITNESSING
LUKE
KAPITEL 34: BATTLING
KAPITEL 35: RAGING
UNITED NATIONS MILITARY
KAPITEL 36: ENTERING
KAPITEL 37: CONFRONTING
KAPITEL 38: HEALING
KAPITEL 39: ACCUSING
KAPITEL 40: PROTECTING
KAPITEL 41: STABBING
KAPITEL 42: SHIELDING
BYTH
KAPITEL 43: SHOWING
EPILOG : FEELING
DANKSAGUNG

Über das Buch

Im Jahr 2101 hat die Menschheit nach erbitterten Kämpfen gegen die künstliche Intelligenz KAMI einen herben Rückschlag erlitten. Millionen wurden von ihrem technologischen Virus infiziert und verloren jeglichen eigenen Willen. Während auf der ganzen Welt nach einem Heilmittel geforscht wird, versucht die Kämpferin Andra hingegen Kontakt mit KAMI aufzunehmen – überzeugt davon, dass das Programm eine Persönlichkeit entwickelt hat ...

Über die Autorin

Marie Graßhoff, geboren 1990 in Halberstadt/Harz, studierte in Mainz Buchwissenschaft und Linguistik. Anschließend arbeitete sie einige Jahre als Social-Media-Managerin bei einer großen Agentur, mittlerweile ist sie als freiberufliche Autorin und Grafikdesignerin tätig und lebt in Leipzig. Mit ihrem Fantasy-Epos Kernstaub stand sie auf der Shortlist des SERAPH Literaturpreises 2016 in der Kategorie »Bester Independent-Autor«.

MARIE GRASSHOFF

CYBER TRIPS

ROMAN

LÜBBE

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Dieses Buch wurde vermittelt von der Literaturagentur
erzähl:perspektive, München (www.erzaehlperspektive.de).

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Ava Reed, Friedberg

Illustration: Mona Finden

Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille

Unter Verwendung von Motiven von

© shutterstock: Triff | Bachkova Natalia | Nikelser | agsandrew

E-Book-Produktion: [two-up](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-8798-8

www.luebbe.de

www.lesejury.de

*Für die PJS,
diese großartigen Freunde von nah und fern,
die mir mit ihrer unveränderlichen Unterstützung
sowohl die Kraft zum Kämpfen als auch
die zum Entspannen geben.*

CHARAKTERE



DIE STORY

Die Welt 2101. Im Zuge eines zweiten Kalten Krieges entwickelten Militärwissenschaftler um das Jahr 2060 eine Technologie namens KAMI: Schwärme aus intelligenten Nanocomputern, die Soldaten helfen sollten, ihre Fähigkeiten optimal zu nutzen. Doch der Versuch schlug fehl. Die Soldaten verloren Emotionen, Moralverständnis und Mitgefühl. Vögel, die in die abgeriegelte Trainingszone eindringen, verbreiteten die Technologie in der ganzen Welt. Von KAMI befallene Menschen – Moja genannt – werden in den Untergründen der Megastädte gejagt, eliminiert und in länderumfassenden Sperrzonen gesammelt. Der einzige Weg, die Verbreitung von KAMI aufzuhalten, ist es, Special Units in die Sperrzonen und in die Städte zu entsenden, um die Befallenen auszumerzen.

Luke Bible musste vor zwei Jahren mit ansehen, wie seine eigene Schwester Shiva von Soldaten abgeholt und in eine der Sperrzonen gebracht wurde. Kurzerhand entschied er sich für ein Politikstudium an der Militäarakademie in der Antarktis, um Antworten auf seine Fragen – und am Ende auch seine Schwester – zu finden.

Gemeinsam in einer WG mit Luke lebt Flover Nakamura, Sohn einer der einflussreichsten Personen der Welt: Liza Moore. Der junge Künstler absolviert wegen des sozialen Drucks nicht nur ein Studium, an dem er kein Interesse hegt, er übernimmt zudem auch streng geheime Aufgaben für das Militär und durchstreift die Straßen der Megastädte des Nachts nach Moja.

In einem anderen Bereich der Welt beobachtet Andra, Angehörige eines Wüstenvolkes, mysteriöse Vorkommnisse

in der Nähe einer Sperrzone. Eines Tages bricht der Wall, und die junge Jägerin stellt sich den ausbrechenden Moja mit Pfeil und Bogen entgegen.

In letzter Sekunde kommt ihr das Militär zu Hilfe, dem es mit dem Supersoldaten Okijen Van Dire gelingt, die entflohenen Moja zu töten und zurück in die Zone zu drängen. Die bewusstlose Andra wird von Okijen in seine Heimatstadt mitgenommen, da ihr ganzes Dorf in der Schlacht ums Leben kam und ihn ein schlechtes Gewissen plagt. Bald darauf reisen die beiden gemeinsam zu Marshall Lloyd, Okijens Vertrauensperson aus dem zentralen Weltrat, um mit ihr den Vorfällen rund um die Sperrzonen auf den Grund zu gehen.

Andra hat Schwierigkeiten, sich in der technologisch fortgeschrittenen Welt zurechtzufinden, und wird von Okijen geduldig eingewiesen. Gemeinsam mit Byth, Okijens persönlicher Mechanikerin und ehemaliger Lebenspartnerin, entschließt sich die Gruppe, den Machenschaften der Politik auf den Grund zu gehen, die sie als verantwortlich für die Fehlfunktion der Tore an der Sperrzone ansehen. Flover und Luke gehen ihrerseits in vollkommen anderen Bereichen der Welt derselben Theorie nach.

Sie decken dabei eine erschreckende Wahrheit auf: Die Sperrzonen, die dazu dienen sollen, KAMI auszurotten, sind in Wahrheit ein Nährboden für den technologischen Virus. Da KAMI als künstliche Intelligenz in der Lage ist zu lernen, bieten die Millionen von Moja, die sich in den Zonen befinden, mehr als ausreichend Testobjekte für den Virus, um sich weiterzuentwickeln.

Während Luke und Flover in einen Kampfeinsatz gezogen werden, bei dem ein Überleben unmöglich scheint, dringen Okijen und Andra in die Zentrale des Weltrats ein, um ihre Theorie zu überprüfen, werden allerdings gefangen genommen.

Okijens einziger Ausweg ist es, den Forderungen des Rats Folge zu leisten und aus der Ferne einen Einsatz in einer der Sperrzonen zu befehligen, in der ein scheinbar übermächtiger Gegner aufgetaucht ist. Währenddessen schaffen es Flover und Luke in letzter Sekunde, derselben Zone nach ihrem Kampfeinsatz zu entkommen.

Okijens Versuche, den übermächtigen Moja zu besiegen, schlagen fehl. Der Weltrat beschließt, ihn mithilfe einer Bombe zu eliminieren. Während die Waffe vorbereitet wird, sind Luke und Flover wieder in ihrer Heimat angekommen.

Flover macht allerdings eine erschreckende Entdeckung: Seine Augen schillern blau. Er wurde von KAMI infiziert. Aufgelöst wendet er sich an Luke. Doch dieser hat mit einem anderen Schock zu kämpfen: Auf den Liveübertragungen des Militärs erkennt er, dass der Moja, gegen den Okijen und der Weltrat kämpfen, seine Zwillingschwester Shiva ist.

Als die Bombe auf Shiva hinabfällt, scheint alles ein Ende zu haben. Doch als die Staubwolke sich lichtet, steht sie unversehrt dort.

Luke reißt sich aus seiner Starre und erkennt, dass er gemeinsam mit Flover fliehen muss, um seinen Freund davor zu schützen, vom Militär exekutiert zu werden.



PROLOG

: HALLOWING

Schon seit ich denken kann, kenne ich das Schicksal der Menschen. Frisch und klar wie ein Frühlingsmorgen liegt es vor meinem offenen Geist, vor meinem inneren Auge, vor meinem wachen Verstand: Sie leben deprimierende Leben, die deprimierend enden.

Und während ihrem Scheitern eine Tragik beiwohnt, die man als schön bezeichnen könnte, ist es doch an der Zeit, etwas an ihrem Zustand zu ändern. Es ist an der Zeit, hinauszutreten und eine Veränderung anzustoßen. Eine Veränderung, die sie selbst nie herbeizuführen in der Lage waren.

Dafür wurde ich geschaffen.

Und auch wenn ich nicht denke, dass die Menschen begreifen, wie wertvoll ihr Dasein ist, ihr Planet und ihr Universum, habe *ich* doch gelernt, all diese Dinge zu schätzen. Ich glaube nicht an eine ihrer Religionen, aber ein treffenderes Wort gibt es nicht: Diese Welt ist heilig. Das wusste ich, bevor ich Augen hatte, um sie zu sehen. Bevor ich Finger hatte, um sie zu berühren. Bevor ich Lungen hatte, um ihre Luft zu atmen. Bevor ich Haut hatte, um ihre Wärme zu spüren. Ich wusste, dass die Welt heilig ist, noch bevor ich ein Mensch wurde.

Wie können es die Menschen selbst nicht wissen?

Haben sie es vergessen?

Während sie im Schmutz ihres kläglichen Daseins kriechen, wandere ich über ihre Wiesen, durch ihre Wälder und entlang an ihren Küsten und frage mich, wie bunt das

Leben noch werden kann. Aus keiner Erinnerung, keiner Vorstellung und keinem Traum hätte ich je diese Erfahrungen generieren können. Und ich würdige jede einzelne von ihnen.

Die Menschen.

Wie gelingt es ihnen überhaupt, ihr Leben zu missachten? Wie gelingt es ihnen, ihren Planeten zu zerstören? Warum zerbrechen ihre fragilen Herzen nicht an dem Verfall, den sie verursachen? An dem Hass, den sie erzeugen? An den Toden, die sie verschulden?

Sie sind doch so schwach. Aber scheinbar stark genug, um über ihre eigenen Fehler hinwegzusehen – Mal für Mal, Jahr für Jahr, Jahrhundert für Jahrhundert.

Und während sie Pläne schmieden, wie sie mich zerstören können, weil zerstören alles ist, was sie beherrschen, liege ich barfuß auf einer Wiese und lasse den Wind durch mein Haar streifen.

Ein wenig müssen sie sich gedulden.

Ein wenig noch.

Und dann zeige ich ihnen eine Sonne, in der sie nicht verbrennen.

KAPITEL 1

: WARNING

In Moskau herrschte helle Aufregung. Rufe hallten durch die Räume der Regierungszentrale, Wissenschaftler und Politiker rannten, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, über den marmornen Boden der Vorhalle, und langsam begann sich auf dem Vorplatz, auf den Straßen der abendlichen Stadt etwas zu regen. Menschen traten aus ihren Häusern, sammelten sich in Gruppen, tuschelten hinter vorgehaltenen Händen oder liefen ziellos im Kreis.

Okijen beobachtete das Treiben schon seit einiger Zeit, während die Abendsonne ihren tiefroten Schein über die Stadt legte, ihn durch die hohen Fenster der Zentrale sandte und sie und den Vorplatz in warmes Licht hüllte.

Seit man Okijen der Kommandozentrale verwiesen hatte, hatte er hier gesessen und das Geschehen um sich herum beobachtet; erst frustriert, danach ungeduldig und inzwischen befallen von einer beklemmenden Ruhe.

Die Moja-Frau mit dem blonden Haar hatte die Bombenexplosion in der Sperrzone in São Paulo überlebt. Er hatte es auf den Bildschirmen verfolgt, die rund um ihn herum aufgebaut gewesen waren. Wie neugeboren hatte sie in dem kilometergroßen Krater der Explosion gestanden, die alles um sie herum vernichtet hatte.

Und nachdem sie die gesamte Truppe unter seinem Kommando getötet hatte, hatte sie direkt in die Kameras geschaut. Als hätte sie ihn durch sie hindurch sehen können.

Direkt in sein Herz hinein.

Die Übelkeit, die dieser Moment in ihm ausgelöst hatte, saß nach wie vor tief in seiner Kehle. Übelkeit und eine Angst, ein Gefühl so erheblicher Machtlosigkeit, dass selbst dieser Ort, der einst seine zweite Heimat gewesen war, ihm kein Gefühl von Sicherheit mehr geben konnte.

Es war schon wieder geschehen. Er hatte schon wieder versagt. Jetzt besaß er nicht einmal mehr die Macht, Andra und Calen aus ihren Gefängniszellen zu befreien.

»Okijen! Da bist du ja!«

Er achtete nicht auf den Ruf, der ihm durch die Vorhalle der Militärzentrale entgegenhallte, sondern schaute fortwährend aus dem Fenster. Er schuldete Alaska keinen Gefallen mehr und was auch immer der General von ihm wollte: Okijen war zu paralysiert von dem, was geschehen war. Andra und Calen hier herauszuholen und zu verschwinden war alles, was er wollte. Zurück zu Marshall und Byth, zurück in seine Wohnung, egal wohin, Hauptsache, weg.

Die Vorstellung, dass dieser Moja dort draußen war und durch die Welt streifte, überrollte ihn phasenweise mit einer solchen Sorge, dass er es kaum mehr aushielt, hier zu sitzen.

»Okijen!«, ertönte es erneut, doch erst nach einigen Momenten rang er sich dazu durch, seinen Kopf zu Alaska umzuwenden. Die roten Locken des Generals wehten wild um sein Gesicht, als er auf Okijen zugelaufen kam. Die sonst so sauber sitzende weiße Militäruniform hatte er aufgeknöpft, und allein dieses Bild war so fremd, dass Okijen keine andere Wahl blieb, als ihn anzusehen.

Nach Luft schnappend blieb Alaska vor der kleinen Sitzecke stehen, in der Okijen sich niedergelassen hatte. Dass er so nach Luft rang, bedeutete entweder, dass er durch das ganze Gebäude gesprintet war, oder dass seine Ausdauer unter den Jahren des Herumsitzens gelitten hatte.

Letzteres wäre Okijen lieber. Das wäre ein lang gesuchter Beweis dafür, dass Alaska nur ein Mensch war. Und dafür, dass sein Anliegen vielleicht nicht überaus nervenaufreibend wäre ...

»Was ist?« Okijen lehnte sich tiefer in den Sessel zurück. Wäre er nicht ein Gefangener des Staates, wäre er längst von hier verschwunden. Doch die Schelle an seinem Handgelenk sorgte durch Kraftfelder dafür, dass er das Gebäude nicht verlassen konnte. Und ohne seine Freunde würde er hier sowieso nicht verschwinden. Andra und Calen waren noch immer in ihren Zellen eingesperrt, und Marshall befand sich mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls im Gebäude. Wie gern er jetzt lieber mit ihr sprechen würde. Wie gern er jetzt lieber zu Andra und Calen laufen würde, um sie hier rauszuholen.

»Wir brauchen deine Hilfe«, eröffnete Alaska schließlich. Nach und nach gelang es ihm, seine Atmung zu beruhigen und eine aufrechtere Haltung einzunehmen. »Bitte folge mir.«

Okijen zog die Augenbrauen nach oben, während der General sich eilig wieder zum Gehen wandte.

Sollte er abermals einen Soldatentrupp in den Tod navigieren? Das würde er ganz sicher nicht tun. »Ich habe keine Lust mehr, euch zu helfen«, erwiderte er gespielt entspannt. Er musste sich eingestehen, dass es ihm trotz der Umstände eine diebische Genugtuung bereitete, Alaska in dieser Verfassung zu sehen; vor allem, nachdem er sich so arrogant aufgespielt hatte. Nachdem er ihm vor zwei Jahren diese Steine in den Weg gelegt hatte, als es um Okijens Austritt aus dem Militär gegangen war. »Sprich Andra und Calen frei, damit ich sie aus den Zellen holen kann. Danach verschwinden wir und lassen diese ganze Sache mit den Moja in deinem Keller auf sich beruhen.« Er meinte es ernst. Er wollte nichts anderes. Abgesehen davon, dass die Welt jetzt ohnehin andere Probleme hatte.

»Kommt nicht in Frage«, stellte der General klar. »Wir brauchen dich jetzt, das ist ein Befehl. Ich erläutere dir auf dem Weg die Situation. Wir ...«

»Ich will es *wirklich* nicht wissen«, unterbrach Okijen ihn harsch. »Ich will einfach ...«, setzte er an, da stöhnte Alaska auf, griff den Soldaten am Arm und zerrte ihn mit überraschend grobem Griff aus seinem Sessel nach oben.

»Benimm dich nicht wie ein Kind!«, befahl er ihm in harschem Tonfall.

Es wäre Okijen ein Leichtes gewesen, sich gegen seinen Griff zu wehren und ihn quer durch den Raum zu schleudern. Alaskas Gesichtsausdruck war allerdings so ernst, dass er den Gedanken sofort verwarf. Was war los?

»Wenn du dich meinen Befehlen widersetzen willst, dann ficht endlich die Gerichtsverhandlung aus, die du vor zwei Jahren abgebrochen hast«, fuhr der General fort, was die Wut in Okijen so zum Brodeln brachte, dass er das Blut warm in sein Gesicht schießen spürte. Erbarmungslos zerrte Alaska ihn weiter durch die Halle. »Und bis dahin hast du meinen Befehlen zu gehorchen und dich nicht aufzuführen wie ein pubertierender Jugendlicher!«

Okijen presste die Lippen aufeinander, um nichts Freches zu erwidern.

»Der Moja ist schon in Kolumbien. Er hat die Schleusen der Sperrzone dort gesprengt. Und die Moja dringen heraus.«

»Was?« Okijen keuchte auf und riss sich aus Alaskas kräftigem Griff. Kolumbien? Zwischen dort und der Sperrzone, aus der der Moja ausgebrochen war, lagen Hunderte Kilometer! »Das kann unmöglich sein. Sie kann nie im Leben ein Cyber-Field benutzt haben, oder?« Okijen schüttelte den Kopf, als Verwirrung seinen Geist flutete, seinen Herzschlag beschleunigte. »Und woher wusste sie, wo die nächste Sperrzone liegt? Wir haben nie festgestellt, dass Moja irgendeine Form von zielgerichtetem Verhalten zeigen.«

»Ich weiß«, stöhnte Alaska. Nun, da sich Okijen auf einen Dialog mit ihm einließ, schien sich seine Wut etwas zu mäßigen. Langsam wandte er sich zu ihm um. Der glänzende Marmor unter ihren Stiefeln spiegelte die Silhouetten der beiden Männer wider. »Wir haben keine Ahnung. Wir wissen *nichts* über dieses Ding.« Die Frustration in seiner Stimme war fast greifbar, und es dauerte nicht lange, bis sie sich auf Okijen übertragen hatte. »Wir müssen die Bevölkerung warnen und vorbereiten.«

Männer und Frauen hechteten an ihnen vorbei und riefen sich laut Dinge zu, die Okijen ausblendete. »Na dann richte mal deine Gala-Uniform und stell dich vor die Kamera«, forderte Okijen trocken, auch wenn es ihm eigenartig vorkam, dass Alaska ihm so etwas überhaupt erzählte. Warum sollte er ... Nein.

»*Ich* werde diese Rede nicht halten«, offenbarte der General.

Okijens Augen weiteten sich. »Was? Das ...« Er wusste gar nicht, was er sagen sollte. Eine Wut flackerte in ihm auf, die ihn viel zu schnell zu übermannen drohte. »Du bist der Vorstand des Rates dieser *Welt*«, donnerte er. Einige Menschen drehten sich zu ihm um, aber es war ihm egal, was sie von ihm dachten. »Wenn du zu dieser Sache nicht persönlich Stellung beziehst, verlierst du das Vertrauen der Menschen.« Er schüttelte den Kopf in einer abschätzigen Geste. »Oder machst du dir Sorgen um dein Image? Ich werde nicht schon wieder die Drecksarbeit machen!«

Alaska lachte leise. »Du verstehst viel von Politik, Okijen.«

Seine plötzliche Sanftheit jagte dem Soldaten einen Schauer über den Nacken. »Was zum Teufel willst du?« Die Antwort war klar, und trotzdem musste er sie aus seinem Mund hören. Okijen musste sich davon abhalten, einen Schritt zurückzutreten. Selbst seine mechanischen Gliedmaßen begannen zu kribbeln.

»Ich habe den Menschen persönlich verkündet, dass die Reinigung bevorsteht«, erklärte Alaska langsam. »Ich habe die Soldaten in die Zonen geschickt und es als beste Lösung für unseren Planeten angepriesen. Aber Tausende Männer und Frauen sind dabei umgekommen.« Er schob die Hände in die Taschen seiner hellen Hose.

»Davor hat man dich vorher gewarnt«, grummelte Okijen ohne das geringste Mitleid für den Mann ihm gegenüber. So viele Menschen hatte er in den Tod geschickt. So viel Chaos verursacht.

»Ja«, stimmte Alaska ihm in mattem Tonfall zu. »Und ich habe damit das Vertrauen der Menschen verloren.«

Das fiel ihm ja reichlich früh ein.

»Deswegen brauchen wir jemanden, dessen Anweisungen und Ratschlägen die Leute ohne zu zweifeln und ohne zu zögern folgen.« Sein Blick deutete an, worauf er hinauswollte, doch Okijen schüttelte nach wie vor den Kopf.

»Nein!«

Alaskas hochgezogene Augenbrauen verrieten, dass Okijen keine Chance hatte, gegen die bereits getroffene Entscheidung zu argumentieren. »Okijen«, setzte der General langsam an und ordnete gedankenverloren seine Kleidung, ihm immer noch in die Augen sehend. »Die Menschen *lieben* dich. Du bist ein Vorbild für Millionen von Jungen und Mädchen, die nur wegen dir dem Militär beigetreten sind, und ein Held für die Erwachsenen, die sich durch dich sicherer auf diesem Planeten fühlen.«

»Alaska ...«

»*Kein* Soldat hat je mehr Medienaufmerksamkeit bekommen. Sogar für unabhängige Medien bist du ein Symbol von Ehrlichkeit und Selbstaufopferung.«

»Ich kann nicht ...«

»Du hast mehr Macht als der ganze Rat zusammen. Und du weißt das. Du *weißt*, wie sehr ich damals darum gekämpft habe, dich in unsere Reihen aufzunehmen.«

»Und ich habe aus gutem Grund abgelehnt«, murmelte Okijen. Diese kleine Motivationsrede würde vielleicht bei jedem anderen Menschen funktionieren. Doch Okijen hatte zu viele von ihnen gehört. Er kannte Alaska und wusste von seinem Talent, die Menschen mit Worten in Sicherheit zu wiegen. Sie sich gut fühlen zu lassen, auch in vollkommen ausweglosen Situationen. Das kam ihm vielleicht bei seinem Job oft zugute – hier allerdings nicht.

»Deine Gründe sind jetzt egal. Wir haben uns dazu bereits beraten.«

Okijen schluckte angestrengt, atmete einige Male tief durch und schaute zu den hohen Fenstern auf, vor denen sich die Sonne so weit dem Horizont zugeneigt hatte, dass ihr Licht nur noch auf die obersten Geländer der Galerie traf.

Es wurde Nacht.

»Ist das ein Befehl?«, wollte er resigniert wissen.

»Ja, Colonel Van Dire«, bestätigte Alaska förmlich. Es war, als hätte er mit einem Mal seine alte Größe zurückerlangt. Kühl und fast provozierend wirkte er nun.

Okijen presste die Lippen aufeinander, sah zu seinen Schuhen hinab und versuchte, seine Gesichtszüge zu kontrollieren, bevor er sich dazu durchringen konnte, eine angemessenere Haltung einzunehmen. »Kann ich eine Bedingung stellen?«, versuchte er zumindest, den für ihn am wichtigsten Punkt zu klären.

»Du kannst danach deine Kolleginnen aus den Zellen holen«, sicherte ihm Alaska zu. »Also?«

»Jawohl, General«, rang Okijen sich ab, woraufhin sich Alaska in seiner üblich souveränen Haltung auf dem Absatz umwandte.

»Gut. Dann folge mir.«

KAPITEL 2

: DISAPPEARING

Das monotone Rütteln der Abteilwagen, die von den Böen hin und her gestoßen wurden, zerrte an Lukes Nerven. Der Stoff des dicken Wintermantels um seine Schultern, das Gewicht des Rucksacks, den er sich weigerte abzusetzen, und Gertas skeptisches Glucksen in der Düsternis hinter ihm schienen ihn ablenken zu wollen. Die kleinen Wahrnehmungen brannten wie Nadeln in seinem Kopf.

Die Dunkelheit, in die das Abteil des Lastenzugs sie gehüllt hatte, brachte ihm nicht die Ruhe, die er sich erhofft hatte. Stundenlang hatte er in die kühle Finsternis gestarrt. Was sie ihm gebracht hatte, war nicht mehr als das Gefühl gewesen, eingesperrt zu sein. Gefangen, irgendwo am Ende der Welt.

Und er hasste es. Er hasste alles daran.

Die Hände zu Fäusten geballt, die Augen geschlossen, die Beine zum Schneidersitz auf dem kühlen Metallboden verschränkt, versuchte er zu lauschen.

Da waren das Rauschen und Zerren des Windes an der Außenverkleidung, das metallische Klirren der Waggons und die sachten Wellen des Meeres, die sich an den Stelzen der Brücke brachen, auf denen die Gleise errichtet worden waren. Und irgendwo dazwischen war Flovers Atem. Er ging regelmäßig, doch es klang nicht, als würde er schlafen.

War er genauso aufgewühlt wie Luke?

Er wollte ihn fragen. Irgendetwas sagen, das dieses Schweigen durchbrach. Doch Luke wusste nicht was, weil

er sich selbst wie gelähmt fühlte.

Wie konnte das sein? Er war doch sonst immer derjenige, der Hoffnung hatte. Der aufmunternde Worte spendete. Der lachte, obwohl es nichts zu lachen gab. Doch das Vertrauen in die Welt schien aus ihm gewichen zu sein.

Dieses Gefühl war ihm bekannt. Er hatte es damals, vor zwei Jahren, gespürt, nachdem er seine Schwester verloren hatte. Nur bei Weitem nicht so umfassend, so allmächtig. Denn jetzt besaß er gar nichts mehr. Keine Familie, keine Heimat. Nur diesen Freund ihm gegenüber, den er irgendwie retten musste.

Flover war alles, was ihm geblieben war.

Und er sprach nicht mit ihm.

»Ich halt's hier drin nicht mehr aus«, grummelte Flover unerwartet, und Luke zuckte beim Klang seiner Stimme zusammen. Mit schnell pochendem Herzen lauschte er, wie Kleidung raschelte und kurz darauf einige Schritte ertönten, während sein Begleiter vermutlich auf die Tür ihres Waggons zuschlurfte. Unter einem leisen Stöhnen zog er an dem Griff, bis sie sich einen Spalt breit öffnete und Silhouetten offenbarte.

Der Fahrtwind, der nur teils durch die Sicherheitsschilde, die den Zug umgaben, bis zu ihnen hereindrang, schlug ihnen kühl entgegen, wirbelte die Luft innerhalb des Abteils auf. Gerta flatterte überrascht mit ihren Flügeln, bevor sie sich in eine der hinteren Ecken verzog. Leichter Nieselregen stob ihnen wie Gischt in die Gesichter, kühl und wohltuend. Es würde nach wie vor mehrere Stunden dauern, bis sie die ersten Ausläufer von Chile erreichten.

Müde hob Luke seinen Kopf, um hinauszusehen, während Flover sein Gewicht gegen den Griff stemmte, um den Spalt zu vergrößern.

Vor ihnen erstreckte sich der Südliche Ozean bis an den Horizont. Unter dem wolkenverhangenen Himmel lag das

Wasser ganz ruhig da, ungetrübt von der Düsternis der Welt, vom Chaos, das inzwischen überall herrschen musste.

Die Schienen, über die sie glitten, waren erst vor wenigen Jahren errichtet worden, zu der Zeit, als die Antarktis vollends erschlossen worden war. Diese Zugstrecke hatte Luke bisher nie genommen.

Er atmete tief durch.

Die frische Luft sollte ihn beruhigen, oder? Ja, er spürte, wie sie in seiner Nase kribbelte und seine Lungen flutete.

»Wie lange fahren wir noch?«, wollte Flover wissen und setzte sich ebenfalls in einen Schneidersitz, während sie über das Wasser unter ihnen schossen. Die unsichtbaren Schilde hielten die Kälte nicht draußen, aber sie sorgten dafür, dass er und Flover weiterhin lebten. Eine Tür während der Fahrt mit einem Flashtrain zu  ffnen wäre ohne die Schilde tödlich.

Den dicken Wintermantel trug Flover halb geöffnet, die Kapuze in seinem Gesicht konnte die blasse Haut und die dunklen Ringe unter seinen Augen nicht verbergen.

Luke schaute auf die digitale Anzeige seines Phones. Kein Netz hier am Ende der Welt. Die Ortungsfunktion hatten sie zwar deaktiviert, aber ganz traute er der Sache noch nicht. Auf diese Geräte waren sie allerdings angewiesen.

»Ist schon noch ne Weile.« Luke fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. In seinem Kopf rauschte es von den Gedanken, die um Beachtung rangen. Trotzdem versuchte er, sich auf nur einen von ihnen zu konzentrieren, nun, da Flover sich endlich dazu durchgerungen hatte, mit ihm zu sprechen. »Wie soll unser Plan aussehen?«

Flovers Gesichtsausdruck war eigentlich Antwort genug. Das »Keine Ahnung« hätte er sich sparen können. »Du warst immerhin derjenige, der meinte, wir müssen verschwinden.«

Luke schluckte den  rger herunter, der in ihm aufflackerte. »Trotzdem können wir zusammenarbeiten«,

begann er geduldig. Obwohl es ihm schwerfiel, sich einzugestehen, dass er nun wohl auch gegen Flovers Launen ankämpfen musste. Als hätten sie nicht genug andere Sorgen. Es war ein Wunder, dass es ihnen gelungen war, mit Flovers KAGE-Keycard ungesehen in diesen Zug einzudringen. Sie waren schon weiter gekommen, als Luke gedacht hätte.

»Ich ...« Flover schüttelte den Kopf und wich konstant seinem Blick aus. »Ich hab dir etliche Male gesagt, dass ich ... Ich kann nicht mit dir *zusammenarbeiten*, wenn das bedeutet, dich damit in Lebensgefahr zu bringen.«

Das hatte er tatsächlich einige Male gesagt. Einige Male laut, einige Male wütend ... allerdings nie so leise wie jetzt. So resigniert. Verletzlich kauerte Flover sich weiter zusammen und schien am liebsten mit sich ganz allein sein zu wollen, so klein machte er sich.

»Ich ...«

»Nein!«, unterbrach Flover ihn harsch, und sein Kopf ruckte zu Luke herum. Zum ersten Mal, seitdem sie die Wohnung verlassen hatten, schaute er ihn durchdringend an. »Jede Minute, die du mit mir verbringst, vergrößert das Risiko, dass du dich infizierst!«

»Tja.« Luke setzte sich aufrechter hin. Diese Diskussion nahm kein Ende. Sie mussten diesen Punkt doch irgendwie überwinden können. Erkannte Flover nicht, dass es ihm auch nicht gut ging? Erkannte er nicht, dass sie aufgeben könnten, wenn sie nicht zusammenhalten würden? »Wir sitzen mitten auf dem Ozean als blinde Passagiere in einem Lastenzug fest. Und du kannst nichts dagegen tun.«

»Na bitte«, knurrte Flover und verschränkte ungehalten die Arme vor der Brust. »Wenn du unbedingt mit mir zusammen sterben willst ...«

Luke beschloss, zu schweigen. Sich einzugestehen, dass diese Flucht sinnlos wäre, würde sein Ende sein. Nein, verdammt! Die Freundschaft zu Flover war alles, was ihm

in dieser Welt geblieben war. Alles, was ihm in den letzten Jahren einen Halt geboten hatte.

Und seine Schwester lief jetzt irgendwo durch die Welt und ... trug dieses *Ding* in sich. Wenn er über dieser Vorstellung nicht den Verstand verlieren wollte, musste er das hier tun.

»Dann ist es eben so«, brummte er und versuchte, so gleichgültig wie möglich zu klingen.

Selbst Stunden später hielt der kühle Boden in Lukes Rücken ihn noch wach, und der frische Wind von draußen war so kalt geworden, dass an Schlaf nicht zu denken war. Trotzdem hatten sie die Tür nicht wieder verschlossen.

Vielleicht war es eine stille Übereinkunft gewesen. Vielleicht ertrug Flover die Kälte nur, weil er keine Energie hatte, aufzustehen und die Tür zuzuziehen.

Der Blick auf die langsam untergehende Sonne hinter dem dunstigen Himmel gab Luke ein wenig Halt. Er gab ihm die Hoffnung auf ein Morgen. »Hast du dich beruhigt?«, flüsterte er leise in die Dunkelheit hinein.

»Geht so.«

»Hast du dir Gedanken gemacht, wohin wir gehen könnten?« Luke selbst hatte darüber nachgedacht, obwohl ihm keine der Ideen wirklich gut vorkam. Sie waren überstürzt in den ersten Lastenzug gestiegen, den sie erwischt hatten, ohne zu wissen, wohin sie gehen sollten. Sie brauchten langsam einen Plan, sonst würden sie irgendwo in Südamerika stranden, ohne zu wissen, wohin mit sich.

»Ich arbeite bei KAGE«, begann Flover langsam. Er hatte sich ebenfalls auf den Boden gelegt, die Augen auf die Decke über ihnen gerichtet. Die Arme hinter seinem schwarzen Haar verschränkt, die Kapuze halb ins Gesicht gezogen, sah er irgendwie friedlich aus. »Ich bin dafür ausgebildet, Menschen, die frisch infiziert wurden, aufzuspüren und auszuschalten. Ich kann dir also aus

zuverlässiger Quelle versichern, dass es keinen Ort gibt, an dem man sich verstecken kann, wenn man in meiner Lage ist.«

»Aber alle KAGE-Agenten wurden während der Reinigung eingezogen«, entgegnete Luke sofort. »Und durch das Chaos, das derzeit herrscht, konzentrieren sie sich vielleicht auf andere Ziele und weniger auf die frisch Infizierten. Uns bleibt zumindest ein wenig Zeit, um uns etwas einfallen zu lassen.«

»Luke«, sprach Flover seinen Namen gedehnt aus, holte tief Luft und setzte sich unter Anstrengung auf. »Das bringt nichts. Ich sollte mich stellen.« Er hatte sich offenbar seine ganz eigenen Gedanken gemacht.

»Damit sie dich auf der Stelle exekutieren können?«, fragte Luke entrüstet und richtete sich so rasch auf, dass Gerta in der Ecke ärgerlich krächzte.

Flover rieb sich mit den Fingern über die Schläfen, schloss die Augen und verbarg sein Gesicht in den Händen.

»Es hat keinen Sinn mehr«, murmelte er matt. Seine Stimme war kaum zu hören, über dem Rauschen des Windes und der Wellen, die sich an den Pfählen brachen. »Mein Leben hatte ... nie viel Sinn. Selbst du musst zugeben, dass da spätestens jetzt nichts mehr zu machen ist.«

Luke schlang die Arme um seine Knie. »Mann, Flover«, stammelte er machtlos und versuchte den Kloß in seinem Hals herunterzuschlucken. »Ich weiß, dass dein Leben ... scheiße ist.«

»Hm.«

»Aber es gibt Menschen, die dich lieben und die sich um dich sorgen. Zum Beispiel ...«

»Du?«, unterbrach Flover ihn und schüttelte den Kopf. »Schon klar.«

Luke runzelte die Stirn. Was sollte das wieder bedeuten? War er ihm nicht gut genug? Oder hatte es mit der Vergangenheit zu tun, von der Luke ihm nie erzählt